

em. o. Univ.-Prof. Dr. Ingo Reiffenstein (1928-2023)

Ingo Reiffenstein wurde 1928 in Salzburg geboren, die ersten acht Jahre seiner – nach eigener Bekundung insgesamt sehr glücklichen – Kindheit verbrachte er in Icking, einem Dorf in der Nähe von München. Sein Vater hatte dort eine Anstellung als Leiter einer privaten einklassigen Volksschule gefunden; 1936 kehrte die Familie nach Salzburg zurück. Hinwendung zur Natur, Berg- und Kletterbegeisterung prägten den Jugendlichen, das schulische Lernen hatte demgegenüber nur untergeordnete Bedeutung. Eine längere Ferialpraxis in St. Koloman vermittelte ihm einen intensiveren Einblick in den bäuerlichen Arbeitsalltag – er selbst empfand diese Zeit mit als prägend für sein späteres Interesse an Dialekten und der bäuerlichen Welt.

Ab 1946 studierte Ingo Reiffenstein in Innsbruck Germanistik und Anglistik – zunächst eine Art Notlösung, weil eine obligatorische Lehrveranstaltung für das angestrebte Medizinstudium bereits ausgebucht war. Schon bald stellte sich das aber als Glücksfall für beide Seiten heraus: Reiffenstein entwickelte ein ausgeprägtes sprachwissenschaftliches Interesse; seine Dissertation über die „Salzburgische Dialektgeographie“ war ein besonders gelungenes Beispiel für eine neue Entwicklung in der Dialektologie, die – jenseits der bis dahin üblichen „Ortsgrammatiken“ – die sprachliche Struktur einer größeren Region in ihrer regionalen und chronologischen Dimension in den Blick nahm. Nach seiner Promotion 1951 kam er 1953/54 als Stipendiat an das renommierte Forschungsinstitut für deutsche Sprache „Deutscher Sprachatlas“ der Universität Marburg/Lahn, war anschließend Assistent am Institut für deutsche Philologie der Universität Innsbruck und habilitierte sich 1958 mit einer sprachhistorischen Arbeit über den Einfluss des irischen Missionswortschatzes auf das Althochdeutsche. In diese Zeit fällt auch seine Heirat mit Hanna Steinwender (1955) und die Geburt seiner beiden Töchter Ulrike und Maria.

1958 wurde er als Generalredaktor an das seit längerem ins Stocken geratene „Bayrische Wörterbuch“ der Bayerischen Akademie der Wissenschaften nach München geholt, dessen Leiter er bis 1968 blieb. Weitere Auslandserfahrungen konnte er bei Gastprofessuren an der University of Kansas 1963/64 sammeln. 1964 erfolgte schließlich die Berufung auf den Lehrstuhl für Ältere deutsche Sprache und Literatur der (wiedererrichteten) Universität Salzburg, wo er – zunächst mit Herbert Seidler, ab 1966 mit Walter Weiss – als Gründungsvorstand des Instituts für Germanistik fungierte. Trotz weiterer Rufe (an die Universitäten Erlangen und München) blieb Ingo Reiffenstein der Salzburger Universität treu, war 1969-70 Dekan der Philosophischen Fakultät und leitete 1972-73 als Rektor die Geschicke der Universität in universitätspolitisch stürmischer Zeit. Von 1974 an war er sechs Jahre lang Vizepräsident des „Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung“ (FWF), schließlich auch Mitglied der Österreichischen und der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. 1975 wurde ihm die Obmannschaft der Kommission für Mundartkunde und Namenforschung der ÖAW übertragen (Herausgabe des Wörterbuches der bairischen Mundarten in Österreich und von 1988-2014 die des Altheutschen Namenbuches). Er war lange auch Mitglied der Germanistischen Kommission der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) und seit 1980 Kuratoriumsmitglied des Instituts für deutsche Sprache (nunmehr Leibniz-Institut) in Mannheim, der größten außeruniversitären Forschungseinrichtung zur deutschen Sprache. Für seine herausragenden wissenschaftlichen Leistungen wurde ihm 1997 der Konrad Duden-Preis der Stadt Mannheim verliehen, die renommierteste Auszeichnung in der germanistischen Sprachwissenschaft.

Ingo Reiffensteins hauptsächliche Forschungsgebiete innerhalb der germanistischen Sprachwissenschaft betrafen vor allem Sprachgeschichte, Dialektologie und Namenforschung. Sein Fokus lag auf der Beschreibung und Analyse unterschiedlicher – historischer, regionaler,

sozialer – Sprachvarietäten und Textsorten des bayerisch-österreichischen Kultur- und Sprachraums. Daneben gab es jedoch auch zahlreiche Beiträge zu gesamtdeutschen, auch literaturgeschichtlichen, Themen – von der Geschichte des Begriffs *diutisc* für ‚Deutsch‘, Studien zum Hildebrandslied bis hin zur editorischen Neubearbeitung älterer literarischer Texte. Richtungsweisend war der Entwurf einer regionalen Sprachgeschichte des Bayerisch-Österreichischen in zwei grundlegenden großen Beiträgen im Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache (2003), in denen der sprachwandeltheoretisch interessanten Frage der Wechselbeziehung von sprachinternen (systemlinguistischen) und sprachexternen (sozial- und kulturhistorischen) Bedingungen der sprachgeschichtlichen Entwicklung nachgegangen wird.

Auch nach seiner Emeritierung 1994 blieb Ingo Reiffenstein nicht nur dem nunmehrigen Fachbereich Germanistik eng verbunden, sondern verfasste bis ins hohe Alter zahlreiche substantielle wissenschaftliche Arbeiten, so etwa seine mittlerweile zum Standardwerk gewordene Neubearbeitung der Althochdeutschen Grammatik (2004), eine kommentierte Edition der Mozart-Briefe (2005), unzählige Aufsätze und zuletzt das zweibändige Historisch-etymologische Lexikon der Salzburger Ortsnamen (2015/2017).

Ingo Reiffenstein war allen, die ihn kannten, ein Vorbild an wissenschaftlicher Genauigkeit, an Toleranz und unaufgeregter Beständigkeit; sein umfassendes Wissen, sein unbestechliches Urteil, sein knapper, trockener Humor, seine Aufrichtigkeit und Verlässlichkeit sowie nicht zuletzt auch seine Bescheidenheit und sein gänzlich unpräntiöses Auftreten machten ihn zu einer allseits respektierten und verehrten Ausnahmeerscheinung im universitären Kontext.

Meine erste intensivere Begegnung mit Ingo Reiffenstein im Wintersemester 1973/74 ist mir unvergesslich in Erinnerung. Die nach dem allgemeinen „linguistic turn“ der Germanistik auch in Salzburg neu etablierte „Einführung in die germanistische Linguistik“ führte dazu, dass der eigentlich für Vorlesungen und Hauptseminare vorgesehene Professor sich dieser Einführungsveranstaltung annahm und ich ihm als studentischer Tutor zugesellt wurde. Das „Funkkolleg Sprache“ – eine ebenso verdienstvolle wie kuriose neue Einführung in die generative Transformationsgrammatik – bildete die Lektüregrundlage, die wir beide Woche für Woche studierten und kurz vor der eigentlichen Lehrveranstaltung gemeinsam durchbesprachen. Da an dieser Lektüre für mich vieles im Dunkeln blieb, ging ich mit schlotternden Knien zur gemeinsamen Besprechung, bereit, den wissenschaftlichen Offenbarungseid zu leisten. Zu meinem größten Erstaunen – und ganz im Gegensatz zum Allwissenheitsflair, mit dem sich andere Professoren umgaben – bekannte aber auch der große Professor, dass er ebenfalls mit den entsprechenden Stellen aus dem Funkkolleg seine Probleme habe. So diskutierten wir also Woche für Woche „auf Augenhöhe“, was wir dann später in der Lehrveranstaltung zum Besten geben sollten. Diese Erfahrung war für mich ein Glücksfall sondergleichen und veränderte mich von Grund auf, war ich doch bis dato als Land- und Unterschichtkind von existentiellen Inferioritätsgefühlen gebeutelt.

Seine souveräne Art habe ich später auch noch in anderen Zusammenhängen kennen und schätzen gelernt: Anders als viele seiner Professorenkollegen hatte er nicht das Bedürfnis, seinen Status durch Äußerlichkeiten verschiedenster Art bis hin zur Besetzung möglichst vieler Institutsräumlichkeiten zu demonstrieren, mit anderen Kollegen Hahnenkämpfe um Einflussphären zu führen, um sich so selbst seine Wichtigkeit bestätigen zu können, und für bloße Ja-Sager hatte er erst recht nichts übrig – er habe lieber „ein Gesicht“ vor sich, das auch Kontra geben könne, bekannte er einmal.

Ingo Reiffenstein befand es auch nicht für nötig, aus seinen sonstigen Begabungen soziales Kapital zu schlagen – wer von seinen Schülern und Kollegen wusste etwa schon von seiner Liebe zur Musik, die er nebst vielem anderen durch regelmäßige und intensive Teilnahme an den Kammermusiktagen im burgenländischen Lockenhaus pflegte? Seine jugendliche Natur- und Bergbegeisterung, an der selbst der tragische Tod seines Freundes bei einer gemeinsamen Klettertour nichts ändern konnte, behielt er bis zuletzt bei – und dies war auch eine der seltenen Gelegenheiten, in denen man auch einen „unüberlegten“, sich selbst zu viel zumutenden Ingo erleben konnte: Ich erinnere mich an eine Besteigung des Werfener Hochthrons 1996, bei der wir wechselseitig insgeheim die Befürchtung hegten, dass der jeweils andere den Herausforderungen nicht (noch nicht bzw. nicht mehr) gewachsen sein könnte; auch bei der späteren Überquerung des „Steinernen Meeres“ (gemeinsam mit Josef Feldner) gab es nach mehrstündigem Aufstieg eine Situation, in der wir nicht wussten, ob eine Umkehr oder ein Vorwärtsgang besser (oder überhaupt noch) zu bewältigen sein könnte – Ingos selbstironisch-lakonischer Kommentar nach 10-stündiger Tour: „Vor dreißig Jahren war der Weg deutlich kürzer“.

Bewundert habe ich schließlich Ingos souveräne Art, mit den Widrigkeiten des Alters umzugehen: Bis zuletzt blieb er „Selbstversorger“ in seinem schönen Bauernhaus in Dorfbeuern, war dankbar für die Hilfe seiner (dialektologisch interessierten!) Nachbarsbäurin, dankbar auch dafür, mit Brigitte noch eine Gefährtin für die Zeit nach dem Tod seiner geliebten Hanna gefunden zu haben, und dankbar auch für die harmonische familiäre Beziehung zu seinen beiden Töchtern und seinen Enkelkindern – er habe, so versicherte er mir des öfteren – viel Glück in seinem Leben gehabt: wahrhaft glücklich derjenige, der am Ende eines langen Lebens so sehr mit sich selbst im Reinen sein kann.

Eine Passage aus seinen Erinnerungsskizzen möchte ich hier noch anführen, weil sie in nuce das zusammenfasst, was sein wissenschaftliches und menschliches Credo nicht treffender charakterisieren könnte: „Schriftliche Aufzeichnungen, und natürlich besonders solche aus einer Zeit, zu der Schreiben noch nicht zu den alltäglichen Tätigkeiten gehörte, können Zugänge zu den Menschen öffnen, die geschrieben haben. Und auch wissenschaftlich habe ich mit nichtpoetischen Texten [...], mit Arbeiten zur Sprache von Sachtexten und von Briefen bis hin zur Sprache der Mozart-Briefe wohl mehr und Persönlicheres zusammengebracht als mit der mittelalterlichen Poesie. Auch am Althochdeutschen hat mich ja vor allem der noch nicht professionelle Umgang mit Sprache interessiert, das oft experimentelle Herantasten an die Verschriftung von gesprochener Sprache. Und für meinen Zugang zu den Dialekten und zur Sprache der Ortsnamen gilt ja auch Ähnliches. Die Menschen interessieren mich, und die kleinen mehr als die großen.“

Hannes Scheutz